

# Die Macht der Vorurteile

Meistens klingt es ganz einfach: Bildung ist entscheidend für Integration. Schaut man jedoch genauer hin, zeigt sich aber oft: Es ist doch etwas komplizierter ... Das komplexe Wechselspiel zwischen Vorurteilen, der Herkunftskultur und der Ankunftskultur im Leben von Schülern mit Migrationshintergrund hat Sozialpsychologin Silvana Weber untersucht.

Jugendliche mit Migrationshintergrund fallen im Verlauf eines Schuljahres deutlich hinter ihre Klassenkameraden zurück. Das ist ein zentrales Ergebnis einer Langzeitstudie, mit der Silvana Weber, Sozialpsychologin am Campus Landau, die schulische Leistung von Schülern mit Migrationshintergrund untersucht hat. Über ein gesamtes Schuljahr hinweg hat sie Migranten und einheimische Jugendliche immer wieder befragt und analysiert, wie diese sich unterscheiden. Es zeigt sich: Der Notenabstand zwischen den beiden Gruppen wächst kontinuierlich über das Jahr. Weber hat sich aber nicht nur die Noten angeguckt. Auch die Aussage „Ich habe das Potenzial, dass ich in der Schule erfolgreich bin“ erhält bei beiden Gruppen am Anfang des Jahres Zustimmung und nimmt dann bei den Migranten ab. Ähnlich ist es bei der Identifikation mit der Schule und der Lust, sie zu besuchen.

Neben dem Einkommens- oder Bildungsniveau des Elternhauses erklärt Weber diesen Leistungsabfall mit der Existenz von negativen Stereotypen in der Gesellschaft und deren faktischer Gestaltungsmacht. „Wenn einer sozialen Gruppe eine niedrige Kompetenz in einem Bereich zugeschrieben wird, kann das dazu führen, dass ihre Mitglieder tatsächlich schlechter abschneiden“, weiß Weber aus früheren Studien. „Das ist vergleichbar mit den Vorurteilen zu Frauen und Mathematik, die auch dazu führen, dass weniger Frauen sich gerne mit dem Thema beschäftigen.“ Und tatsächlich: Dieses in der Psychologie relativ gut erforschte Phänomen – „stereotype threat“ – konnte sie auch in ihren eigenen Studien mit Stichproben von Jugendlichen mit Migrationshintergrund nachweisen.

Betroffen sind vor allem diejenigen, die sich stark mit einer Herkunftskultur identifizieren, die in der Gesellschaft negativ wahrgenommen wird. Schüler, die glauben, dass sie von Lehrern aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit bewertet werden und nicht aufgrund ihrer tatsächlichen Leistungen,

werden eher demotiviert, misstrauen der Schule und haben folglich auch schlechtere Ergebnisse. „Das ist bedauerlich, weil unsere Ergebnisse auch zeigen, dass das Potenzial für schulischen Erfolg durchaus da ist“, sagt Weber. „Die Schülerinnen und Schüler werden aufgrund der Bedrohung durch die Stereotype in ihrer Leistungsfähigkeit gehemmt.“

Eine hohe Identifikation mit der Herkunftskultur ist aber gar nicht zwingend das Problem. Integration ist für Weber nicht dann erfolgreich, wenn sich Migranten allein der Ankunftskultur zuwenden und ihre Herkunftskultur ablegen. „Wenn Menschen sich anpassen, sprechen wir eher von Assimilation. Menschen, die sich hoch mit beiden Kulturen identifizieren, das sind die, die integriert sind“, erklärt die Sozialpsychologin und betont, dass Menschen sich durchaus gleichzeitig mit ihrer Aufnahmenation und der Herkunftskultur identifizieren können.

Verschiedene Studien konnten in der Vergangenheit zeigen, dass integrierte Menschen, also diejenigen, die sich mit beiden Kulturen hoch identifizieren, ein höheres Wohlbefinden haben, seltener krank und erfolgreicher in der Schule und auf dem Arbeitsmarkt sind. Im Vergleich dazu zeigen Menschen, die sich nur mit der Herkunftskultur identifizieren – die so genannte Segregation – oder den Bezug zu beiden Kulturen verlieren – die Marginalisierung – schlechtere Werte. Sie fallen außerdem öfter durch gesellschaftliche Raster und äußern größere Unzufriedenheit über das System.

Und noch ein Grund spricht dafür, im Einwanderungsland ein Migrationsklima zu gestalten, das die Annahme verschiedener Kulturen ermöglicht. In Laborstudien konnte Weber beobachten, dass Schüler weniger anfällig für den negativen Einfluss von Vorurteilen werden, wenn sie integriert sind. Diejenigen, die sich stärker mit der Aufnahmenation identifizieren, fühlen sich weniger durch die Stereotype bedroht und zeigen bessere Leistungen. „Das funktioniert wie eine Art Puffer, eine alternative soziale Identität,



*Wenn Schüler in einer multikulturellen Klasse glauben, dass die Lehrer sie aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit bewerten und nicht aufgrund ihrer Leistungen, werden ihre Leistungen tatsächlich schlechter.*

die nicht negativ stereotypisiert ist und auf die man zurückgreifen kann, wenn die andere Identität bedroht wird“, folgert sie.

Ein entscheidender Punkt ist für die Psychologin entsprechend nicht nur der individuelle Umgang mit beiden kulturellen Identitäten, sondern auch das Klima in der Gesellschaft. Damit Migranten sich integrieren können, sollten die Menschen in der Aufnahmenation weniger auf Unterschiede pochen. Nicht abgrenzen, sondern Gemeinsamkeiten betonen und eine inklusive Perspektive einnehmen. „In der Schule ist es total wichtig, dass vermittelt wird: Unsere Kultur ist eine integrative Kultur, da passt ihr auch rein, damit könnt ihr euch auch identifizieren“, sagt Weber und ist sicher, dass so die Macht der Vorurteile reduziert werden kann. **(bb)**